

Sammelberichte, Rezensionen und Referate.

A. Sammelberichte.

Sammelbericht der Leibnizliteratur seit 1920. Von Dr. Max Ettlinger. Münster i. W.

Des grössten deutschen Denkers der Neuzeit, Leibnizens 200jähriger Todestag am 14. November 1916 ist in schwerer Kriegszeit ziemlich unbeachtet vorübergegangen. Neben dem kleinen und gehaltvollen, aber mehr noch für den Verfasser als für den behandelten Heros charakteristischen „Leibniz“büchlein von Wilhelm Wundt (Leipzig 1917), sei nur an die kritische Studie von H. Kralewski im Philos. Jahrbuch Bd. 29 S. 383 ff. *Leibnizens Lehre von der prästabilierten Harmonie in ihrem Verhältnis zur Freiheit des Willens* und einen die religiösen Hintergründe hervorhebenden Aufsatz von H. Heimsoeth in den Kantstudien Bd. 21 S. 365 ff. *Leibnizens Weltanschauung als Ursprung seiner Gedankenwelt* erinnert. Ueber die wichtigste Leibnizliteratur allgemeinen Inhalts von 1891 bis 1920 hat Willy Kabitz in seinem gleich zu besprechenden Anhang zu Kuno Fischers Leibnizband S. 777 ff. ausführlich berichtet und im vorangehenden Anmerkungsapparat auch die nennenswerten Spezialwerke des näheren herangezogen. Die seit Jahren vorbereitete interakademische Gesamtausgabe von Leibnizens Werken schien mit Kriegsausbruch endgültig gescheitert, ähnlich wie Onno Klopps grosse Ausgabe seinerzeit durch den Bruderkrieg 1866 ins Stocken kam und seinen Folgen schliesslich erlag. Doch ist erfreulicherweise durch die Berliner Akademie der Wissenschaften begründete Hoffnung eröffnet worden, dass die ersten Bände doch in absehbarer Zeit erscheinen werden. Vielleicht darf in dem bisherigen Fehlen einer solchen vollständigen und durchaus zuverlässigen Gesamtausgabe einer der Gründe dafür gefunden werden, dass namentlich die deutsche Leibniz-Literatur wissenschaftlichen Gehalts in den letzten Jahrzehnten verhältnismässig spärlich geblieben und weder der geistesgeschichtlichen Bedeutung noch dem überzeitlichen Erkenntniswerte der Leibnizenschen Gedankenwelt bisher hinreichend Gerechtigkeit widerfahren ist.

Die inhaltlich und formal meisterhaft abgerundete und dabei der unerschöpflichen Vielseitigkeit des Leibnizenschen Geistes noch am ehesten entsprechende Darstellung bleibt immer noch der dritte Band von Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie, betitelt: *Gottfried Wilhelm*

Leibniz, Leben, Werke und Lehre, nach des Verf. Tode in fünfter, fast unveränderter Auflage von W. Kabitz herausgegeben (Heidelberg 1920; XIX und 797 S., Verlag Carl Winter). Vorzüge und Nachteile der hegelianisch vereinfachenden Geschichtskonstruktion Kuno Fischers weist gerade dieser Leibnizband in besonderem Masse auf, und so mochte mit dem Wunsche des Verlags, dieses literarische Kunstwerk möglichst unverändert zu erhalten, des Neuherausgebers hervorragende Sachkenntnis in dem entscheidungsvollen Entschlusse übereinstimmen, nur einen sorgfältig gearbeiteten, 72 Seiten Kleindruck umfassenden Anhang mit einer Fülle von Einzelergänzungen und Berichtigungen beizugeben. Bedauerlich ist es aber doch, dass sich dieser Anhang auf den ersten biographischen Hauptteil (bis S. 316) beschränkt und nicht auf die Systemdarstellung (S. 317-585) eigens übergreift. Kabitz hätte sich allerdings schwerlich der Fischerschen Grundansicht voll anschliessen können, derzufolge Leibniz' Weltanschauung „auf das Prinzip der Individualität gegründet“ vor allem in der Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen Kausalität und Teleologie und in der Durchführung des Kontinuitätsgesetzes mit Hilfe des neugeprägten Begriffes der „petites perceptions“ seinen Wesensgehalt erschliesst. Wohl aber stimmt auch Kabitz, wie neben seinem wertvollen früheren Werke „Der junge Leibniz“ (1909) der vorliegende Anhang erweist, mit Fischer überein in der Betonung der metaphysischen Grundeinstellung Leibnizens und in der Abweisung einer einseitig logizistisch-mathematisierenden Auffassung, wie sie neuerdings durch Russel (1900), Couturat (1901) und Cassirer (1902) vertreten worden ist. An wichtigen Einzelergebnissen sachlicher Tragweite sei aus Kabitz' Anmerkungen herausgehoben die starke Anregung Leibnizens für seine Reform der Logik durch seinen Lehrer E. Weigel und dessen „*Analysis Aristotelica ex Euclide restituta*“ (1658); die Widerlegung des von Ludwig Stein (1890), wie schon von Fischer angenommenen erheblichen spinozistischen Einflusses; die berichtigte Geschichte des Planes einer französischen Expedition nach Aegypten (nach H. Wild und P. Ritter, 1904 und 1908); die Angabe über die Einzelentwicklung seiner Erfindung der Differentialrechnung, wobei auch eine Anregung durch Pascal mitspielt, und über den anknüpfenden Prioritäts- und Plagiatsstreit mit Newton, den ein Parteigänger Newtons vom Zaune gebrochen hat. Der Nachweis der frühen und lebhaften religiösen und theologischen Interessen Leibniz', die Fischer weitaus unterschätzt hatte, und die Einzelschilderung seiner kirchenpolitischen Wirksamkeit im Anschluss namentlich an Kiefl (1903) und Baruzi (1907), wozu übrigens nach Hiltebrandt (1907) noch weitere Aufschlüsse aus den vatikanischen Archiven zu erlangen sein dürften, und schliesslich die gegenüber Davillé's (*Leibniz historien*, 1909) Enthusiasmus doch allzu stark abschatzierende Würdigung Leibniz' als Historiker.

Eine neue umfangreiche Monographie, die wohl zwischen den beiden bisherigen Hauptinterpretationen des Leibnizschen Grundmotivs der meta-

physisch-religiösen und der logisch-mathematischen, vermitteln möchte, gibt Hermann Schmalenbach, *Leibniz* (München 1921, X und 610 S. Drei Maskenverlag). Aber es ist schwer, in dem wissensüberlasteten und mit der Sprache ringenden Werke, welches, um mit Leibniz zu sprechen, einem „Labyrinth von Schwierigkeiten“ gleicht, den Ariadnefaden aufzudecken. Die „Verrenktheit“, welche Schmalenbach dem Geiste Leibniz' zuschreibt, die nur allmählich aus dem „wirren Konglomerat“ seines Gedankenbarocks die logischen Grundstrukturen soll erkennbar werden lassen, dürfte zu einem guten Teil vom Autor selbst hineingeschaut worden sein. Jedenfalls ist schon in formaler Hinsicht kaum ein grösserer Gegensatz zu Kuno Fischers klassisch klarem Darstellungsstile denkbar als die Schreibweise Schmalenbachs. Der Verf. will sich in der Hauptsache beschränken auf die Metaphysik Leibniz', dessen Logik, Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre nur im notwendigen Sachzusammenhang mit der Metaphysik zur Sprache kommen soll. Wenn er doch seinem Vorsatze treu geblieben wäre! Aus zwei Hauptwurzeln wächst ihm zufolge die Metaphysik Leibniz' empor, aus reinem „Arithmetismus“, der wesentlich von der geometrischen Denkweise seiner Vorgänger abweicht, und aus seiner trotz lutherischer Erziehung calvinisch gerichteten Religiosität. Der Arithmetismus führt im metaphysischen Weltbilde Leibniz' zum Pluratismus „als der rein formalen Struktur des Universums“, wie sie dann auch in Leibniz' Raumlehre, in seiner Kombinatorik usw. wiederkehrt; erst der Calvinismus führt „zur inhaltlichen Bestimmung des so als metaphysisch gesetzten Mengenwesens“; ähnlich wie für die calvinistische Religiosität die religiöse Einzelsee Gott gegenüber einsam und nackt dasteht und nur im staatenähnlich gedachten Gottesreiche eine Relation der Glieder zum Haupte, das sie regiert (Tröltsch), erlangt, so soll in Leibniz' Monadologie der Zusammenhang der Einzelwesen zur Gesamtharmonie konzipiert sein; dem religiösen Prädestinationsgedanken soll die metaphysische Prästabiliertheit voll entsprechen. — Schmalenbach will die Gedankenelemente der Leibnizschen Metaphysik nicht historisch ableiten und eingruppiieren; er verschmäht — trotz einer Ueberfülle eingepressten philosophiegeschichtlichen Wissensstoffes, — selbst so naheliegende Hinweise wie auf die pythagoräische Zahlenmystik Weigels oder auf Giordano Bruno und den Cusaner; auch die religionsphilosophischen Zusammenhänge mit Malebranche und den englischen Platonikern deutet er nur eben an. Er will gemäss seiner „im wesentlichen interpretatorisch gerichteten Hauptabsicht“ nur die „basierenden Prinzipien“ einer Metaphysik dartun, deren Pluralismus ihm geradezu als die „einzige grosse Ausnahme“, als Antithese gegenüber der sonst die gesamte und zumal die neuere Philosophiegeschichte durchdringenden Tendenz zum „pantheistischen Monismus“ erscheint. „Merkwürdig und aufregend ist Leibniz' Gestalt vor allem anderen um des metaphysischen Pluralismus willen“. Tatsächlich anerkennt Schmalenbach auch nicht, dass

aus solchen geistigen Wurzeln ein einheitlicher Stamm erwachsen kann, der aus einem Mittelbereich der allgemeinen Metaphysik, einer „individualistisch-harmonistischen“ Ontologie, dann vollgesunde Aeste einer „natürlichen Theologie“ und „Kosmologie“ zu entfalten vermöchte. Als bald in der Gotteslehre Leibniz' kommt trotz seines gehorsamen Anschlusswillens an die religiöse Dogmatik der innere Konflikt seiner Gedankenbildung zum offenen Ausbruch und führt trotz der theistischen Grundstruktur zu allerlei pantheistisch-emanatistischen Umdeutungen, vor allem im Vollkommenheitsbegriffe. Für die unlösbaren Antinomien seines Unendlichkeits- und Kontinuitätsbegriffs vermag Leibniz nur einen „scheinbaren Ausweg“ durch die Unterscheidung von Metaphysischem und Phänomenalem zu finden und schliesslich durch die Versenkung dieser Antagonismen in das Wesen Gottes selbst. Ebensowenig gelingt seiner Psychologie der Ausgleich des ursprünglichen voluntaristischen Grundzugs mit dem vordringenden Intellektualismus. Zum Schlusse gesteht der Verf., „eine eigentlich philosophische Schau bei Leibniz überhaupt nicht konstatieren zu können“ und will mit Hegel nur eine Art „metaphysischen Romans“ gelten lassen. Aus dem Arithmetismus ergebe sich nur der formale Faktor in Leibniz' Gedankenwelt, die philosophische Schau aber sei durch den „religiösen Schauer“ ersetzt; Leibniz sei ein universalistischer und konziliatorischer, aber kein philosophisch intuitiver Kopf. — So wird man am Schluss nach mühsamer Lesearbeit nur mit einem recht enttäuschenden Gesamtergebnis entlassen, wobei die Aufspürung zahlreicher, nur allzu vieler Einzelprobleme und Gedankenausblicke auf dem langen Irrweg gewiss nicht verkannt sei.

Wesentlich den Aufweis der erkenntnistheoretischen Grundlinien bei Leibniz setzt sich die kleinere Schrift von Bernhard Jansen S. J. *Leibniz erkenntnistheoretischer Realist* (X und 80 S., Berlin 1920, Verlag Leonhard Simion Nchf.) zur Aufgabe. In rein geschichtlicher, quellenmässiger Klarlegung soll der kantianisierenden Interpretation Leibniz' entgegengewirkt und seine Geistesverwandtschaft mit der positiven Grundrichtung platonisch-augustinischer und aristotelisch-scholastischer Erkenntnislehre dargetan werden. Der Hinweis auf Leibniz' eigenes stark konziliatorisches Anknüpfungsbemühen kann hierfür nicht genügen. Aber das starke Hervortreten metaphysischer Tendenzen und die fast verschwindend geringe Behandlung spezifisch erkenntniskritischer Probleme scheint schon von vornherein für eine realistische Grundeinstellung zu sprechen. Der nähere Nachweis muss dann aber an den Leitbegriffen des „Seins“, der „Wahrheit“, der „Geltung allgemeiner und notwendiger Wahrheiten“ geführt werden und gelingt in diesen drei Hauptstücken; trotz des Verbleibs einiger Restbestände, die hinsichtlich „der sinnlichen Erfahrung und Körperwelt“ mehr in die Richtung eines Phänomenalismus, hinsichtlich des „Rationalismus“ und des mathematischen Einschlags mehr in die Richtung eines Ontologismus hinüberweisen. Die noch ungelöste Verflechtung psychogenetischer

und eigentlich erkenntniskritischer Betrachtungsweise erschwert bei Leibniz' insofern noch „naivem“ Realismus die scharfe Unterscheidung, wie Jansen zugest. Wo sich eigentliche Erkenntniskritik anbahnt, namentlich in der Lehre vom Raum als „phaenomenon bene fundatum“, ist ein idealistischer Einschlag unleugbar und damit die neukantianische Interpretation Leibniz' erklärlich, obgleich ihr Kants eigene Leibniz-Auffassung unzweideutig entgegensteht.

Eine bisher noch nicht im einheitlichen Zusammenhang dargestellte Auswirkung der Leibnizschen Gedankenwelt versucht Max Ettligers Universitätsfestrede *Leibniz als Geschichtsphilosoph* (I und 34 S., München 1921, Verlag Kösel & Pustet) in grossen Zügen zu schildern. Nur „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte“, die dann bei Herder u. a. stark nachgewirkt haben, liegen in Leibniz' philosophischen, historischen und politischen Schriften zerstreut. Aber trotzdem bleibt kaum eine Hauptfrage bei ihm unberührt und ohne eigenartige Beleuchtung. Von den Grundproblemen der Geschichtslogik liegt Leibniz namentlich die Wahrheitsgiltigkeit geschichtlicher Erkenntnis im Gegensatz zu allem damaligen „historischen Skeptizismus“ am Herzen, und er entwickelt bereits eine geschichtswissenschaftliche Methodenlehre in nuce. Nach geschichtsmetaphysischer Hinsicht betont Leibniz gegenüber der Lehre von der ewigen Wiederkehr die Kontinuität des Geschichtsverlaufs im Ganzen und die Bestimmtheit und Einmaligkeit jedes Einzelgeschehnisses im Besonderen. Seiner optimistischen Weltansicht entspricht die Betonung der durchlaufenden, wenschon nur in spiralenförmigen Windungen sich durchsetzenden Fortschrittstendenz, deren Träger die grossen, Moral und Einsicht vereinigenden Persönlichkeiten sind, während alle materiellen Kräfte nur Werkzeuge in deren Hand darstellen. Der Leibnizschen Geschichtseschatologie zufolge wächst mit der zunehmenden Rationalisierung der sozialen Urtriebe das menschheitliche Gemeinschaftsleben dem Ziele einer „*cité de Dieu*“ entgegen; die Völker des christlichen Abendlandes sind diesem Ziele am nächsten gerückt, sofern die Feindseligkeit der germanischen und romanischen Nationen überbrückt und Deutschland als Kristallisationspunkt Europas erhalten wird. Auch nach der von Leibniz vorhergesagten europäischen Revolution wird sich wieder alles zum Besseren wenden. Die Zeitlage, aus der heraus Leibniz nach dem dreissigjährigen Kriege mahnd und hoffend so spricht, ergibt ungesuchte Nutzenwendungen für die traurige Gegenwart. Beigegeben ist ein bisher unveröffentlichtes Fragment aus Leibniz' Spätzeit über „die Wiederherstellung aller Dinge“ (Apokatastasis panton). Neben geschichtsphilosophischen Leitgedanken klingen darin mannigfache Grundmotive aus Leibniz' gesamter Gedankenwelt an.

B. Rezensionen und Referate.

Logik.

Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methode der wissenschaftlichen Forschung. Von W. Wundt. Stuttgart 1920 und 1921, F. Enke. 2. und 3. Bd. XVI, 672 und XII, 694 S.

Die Logik Wundts liegt nunmehr in vierter, neubearbeiteter Auflage vor. Im 2. und 3. Bande behandelt Wundt die wissenschaftliche Methode.

Dabei lässt der grosse Polyhistor des 19. Jahrhunderts, der als Physiologe auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, als Psychologe auf dem der Geisteswissenschaften heimisch ist, alle Einzelwissenschaften in gleicher Weise zu Wort kommen und entgeht so im allgemeinen der Gefahr, die Methode einer Wissenschaft zur allein massgebenden zu machen.

In erster Linie ist Wundt allerdings Psychologe. Die Psychologie ist ihm die Grundwissenschaft der Geisteswissenschaften und hat nach seiner Meinung an diesen noch eine wichtige Mission zu erfüllen. Diese hohe Wertschätzung der Psychologie bringt es mit sich, dass seine Ausführungen bisweilen hart an Psychologismus streifen. Ich denke hier an die Behandlung der mathematischen Grundbegriffe, besonders des Zahlbegriffes.

Neu eingeschoben ist der Abschnitt „der Begriff der Gemeinschaft und der neuere Idealismus“. Er gehört nach dem Zeugnis von Max Wundt zu dem letzten, was sein Vater geschrieben hat, und handelt von dem, was ihm zuletzt am meisten am Herzen lag, von der Notwendigkeit, den Individualismus zu überwinden und die Gemeinschaft in ihrer Ursprünglichkeit und Selbständigkeit anzuerkennen.

Wundts Logik wird trotz der trockenen und etwas weitschweifigen Darstellung, schon wegen der Fülle des Materials, das darin verarbeitet ist, jederzeit dankbare Leser finden.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Psychologie.

Abriss der Allgemeinen Psychologie. Von J. Geysler. Münster i. W. 1922, H. Schönigh. Gr. 8°. VIII, 152 S.

Geysler hat das Ziel, das er sich in seinem Abriss gesteckt, „kurz und klar über die wichtigsten empirischen und metaphysischen Forschungen und Lehren der allgemeinen Psychologie Auskunft zu geben“, in vollem Masse erreicht. Ja, er hat uns hier ein Büchlein geschenkt, das sich nicht nur durch Kürze und Klarheit, sondern — was noch viel mehr bedeutet — auch durch Gründlichkeit und Selbständigkeit auszeichnet,

Der erste Teil handelt von Bewusstsein und Seele. Hier wird zunächst nach einer überaus sorgfältigen Analyse des Bewusstseinsbegriffes die Realität des geistigen Ichs dargetan und das Verhältnis der Seele zum Leibe untersucht. Sodann werden die Empfindungen behandelt. Dabei vertritt Geysers das Müllersche Gesetz von der spezifischen Sinnesenergie in der Fassung, die ihm Wundt gegeben. In der Deutung des Weberschen Gesetzes gibt er der psychologischen Deutung vor der physiologischen den Vorzug.

Bemerkenswert sind die scharfsinnigen Ausführungen über „Wiedererkennen und Erinnerung“, sowie über „das Problem des Erinnerungsbewusstseins“. Für besonders wertvoll aber halten wir die Darlegungen über das „Denken und Erkennen“. Wie denken wir die Begriffe? Schauen wir, fragt Geysers, im Begriffe „Farbe“ das allgemeine Wesen der Farbe? Die Antwort lautet: Nein, wir schauen nur die einzelnen Farben. Indem wir Rot und Grau und Weiss vergleichen, erleben wir ihre qualitative Ähnlichkeit. Hiermit ist die Grundlage zu dem allgemeinen Gedanken geschaffen: Es gibt unter den von uns erlebten oder erlebbaren Objekten eine Gruppe solcher, die alle einem von ihnen, z. B. diesem Rot, erscheinungsähnlich sind. Wir nennen diese Objekte „Farbe“. Die als Farbe bezeichneten Gegenstände sind demgemäss bestimmt durch den Beziehungsgedanken der Erscheinungsähnlichkeit mit einem gewissen sinnlich gegebenen Wahrnehmungsobjekt (400). Aber, so könnte man einwenden, wo bleibt da die der Einheit des Begriffes entsprechende, den Vielen gemeinsame Einheit? Diese Einheit kann, wie Geysers ausführt, nur indirekt bestimmt werden. Von einem Schauen dieser Einheit, wie es beispielsweise von den Phänomenologen gelehrt wird, kann keine Rede sein.

Wir halten diese Auffassung, die sich nahe mit der von Lindworsky vertretenen berührt, für richtig. Ja, wir glauben, dass sie auch auf die Allgemeinbegriffe der intentionalen Bewusstseinsvorgänge auszudehnen ist, bei denen Geysers ein Schauen des Allgemeinen zugibt.

Der letzte Abschnitt handelt vom Fühlen, Streben und Wollen des Menschen und schliesst mit einer originellen und lichtvollen Darlegung der Existenz der Willensfreiheit.

Die Schlussbetrachtung erörtert die Fragen nach der Geistigkeit, dem Ursprung und der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Sie führt zum Ergebnis, dass „wir als Metaphysiker in ehrlicher wissenschaftlicher Ueberzeugung und mit voller Zuversicht den Menschen sagen dürfen, dass sie ein Recht haben, an die Unsterblichkeit ihrer geistigen Seele zu glauben und damit ihren Lebensweg von der Hoffnung auf ein besseres Jenseits erhellen zu lassen“.

Möge das kleine, aber wertvolle Büchlein recht grosse Verbreitung finden und in weiten Kreisen das Interesse an den Problemen der Psychologie wecken und über ihre Lehren Klarheit bringen.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Naturphilosophie.

La teoria della relatività. Volgarizzazione e critica de Giuseppe Gianfranceschi. Milano. Vita e pensiero.

Das Philosophische Jahrbuch hat wiederholt die Einsteinsche Relativitätslehre behandelt, immer im freundlichen Sinne. Nun gibt es aber auch viele und gewichtige Gegner der neuen Naturphilosophie; sie könnten uns den Vorwurf machen, gegen die Objektivität uns verfehlt zu haben, die verlangt, ut audiatur et altera pars. Es fehlt freilich nicht an Schriften für und wider in Deutschland, es ist aber doch interessant, einmal einen Italiener darüber zu hören, das Urteil eines Mannes zu vernehmen, der wohl berufen ist, darüber ein Wort mitzusprechen. Gianfranceschi S. J. ist dort bekannt durch seine „wissenschaftlichen Schritten und Begründung eines „Werkes der Popularisierung“. Professor an der Universität in Rom, ist er auch Präsident der Pontificia Accademia dei Nuovi Lincei. In dieser Akademie hat er wiederholt über die Theorie gesprochen und hier fasst er zusammen, was er da und in den Konferenzen für Popularisierung vorgetragen hatte. Er hatte sich dabei so objektiv gehalten, dass man ihn für einen Anhänger hielt. Jetzt fügt er eine Kritik hinzu, welche deshalb für uns und das Philosophische Jahrbuch besonders beachtenswert ist, weil sie die Beziehung der neuen Theorie zu der Philosophie, speziell zu der philosophia perennis, klarlegt.

Der Vf. gibt unumwunden zu und beweist es durch Beispiele, dass wir nur relative Bewegungen kennen, und wir nur relative Lösungen der Frage über Bewegungen geben können nur gültig für das System, auf das wir uns beziehen. Er zeigt dies recht anschaulich an der Relativität der Zeit. Nehmen wir an, ich stehe still auf der Strasse, an mir zieht ein Trupp Soldaten, an der Spitze eine Musikkapelle, vorüber. Ich bemerke, dass der Schritt der Soldaten genau mit dem Takt der Musik übereinstimmt. Wie sich aber die Truppe entfernt, bemerke ich, dass keine Uebereinstimmung mehr herrscht, der Tritt der Soldaten dem Takt der Musik vorausseilt, dass die Musik sich verspätet. Dieser Zwiespalt ist natürlich, weil das Licht sich schneller fortpflanzt als der Schall. Ich sehe früher den Schritt der Soldaten, als ich den Takt der Musik höre. Nach Belieben könnten solche Beispiele vermehrt werden. Sie zeigen, dass die Bestimmungen der Lage, der Bewegung und der Zeit und der Entfernung nur relativ sind, bezogen auf einen Punkt, den wir im Raume und in der Zeit als fest annehmen.

Der Vf. unterzieht dann die einzelnen Postulate der Einsteinschen Theorie und die Tatsachen, auf die sie sich stützt, einer wenig günstigen Prüfung. Es sind besonders drei Phänomene, welche für die Theorie sprechen. Die Ablenkung der Lichtstrahlen in der Nähe eines anziehenden Körpers, die Verschiebung der Spektrallinie in einem Gravitationsfelde und

die Verschiebung der Achse der Ellipse, welche ein Planet im Weltraum, speziell der Merkur in seiner Bewegung beschreibt. Die Ablenkung der Lichtstrahlen durch einen anziehenden Körper ist nicht ganz neu, sie anerkennt auch die Newtonsche Mechanik, nur ist sie etwas kleiner als die Newtonsche, 0,87 gegen 0,47. Sie ist bei der Sonnenfinsternis beobachtet worden, obgleich nicht alle sie für hinreichend sicher erachten. Aber die Richtigkeit auch zugegeben, warum geschieht dies? Man antwortet, weil es der relativistischen Formel entspricht; aber warum dieses? Weil der Raum gekrümmt ist. Und warum dieses? Weil in der Formel die Grösse T nicht Null ist in den Punkten, welche das Licht durchheilt. So sieht man, dass die Theorie nicht die wirkliche Welt erklärt, sondern eine ideale Konzeption davon ist. Ebenso kann die Theorie keine definitive Erklärung für die Verschiebung der Spektrallinien angeben. Es wird darüber geforscht: es handelt sich um kleinste Brechungen des Lichtes, darum ist die Erklärung so schwierig. Die Veränderung der Ellipse der Planetenbahnen war auch früher bekannt und ihre Grösse von Leverrier berechnet. Aber einen realen Grund kann auch hier die Theorie nicht angeben.

So ist die Theorie sogar rein mathematisch betrachtet und als Forschungsmittel problematisch, als physische Theorie ganz illusorisch. Das Einsteinsche Differential für den Raum kann wohl ein Element der Linie in einem gekrümmten Raum ausdrücken, aber auch, und das ist wahrscheinlicher, einen konventionellen algebraischen Ausdruck bezeichnen.

Nach dem Vf. entspringt die Theorie einem philosophischen Irrtum Kants. Kants Leugnung realer Gesetze in der Natur, die er bekanntlich als Schöpfung des Geistes betrachtet, der sie in die Erscheinungen hineinlegt. Eine Bestätigung dieses Urteils kann man darin erblicken, dass die Subsumierung der Theorie unter die Also-Philosophie des Kantianers Vaihinger mit grossem Beifall aufgenommen wurde. Die Phänomene verlaufen so, als ob die Theorie Geltung habe. Das bedeutet aber im Grunde nur eine Möglichkeit: Dass es wirklich sich so verhalte, ist erst dann sicher, wenn eine andere Erklärung als unmöglich nachgewiesen ist. Das ist aber bisher nicht der Fall. Im Grunde steht die Einsteinsche Theorie in grellem Gegensatz zu Kant. Als mathematische Theorie vernichtet sie die Grundanschauung Kants von Raum und Zeit. Diese sind nach ihm subjektive Formen der Anschauung. Der gekrümmte, vierdimensionale Raum spricht aber aller Anschauung Hohn. Rein ideal betrachtet, liegt in diesem erweiterten Raumbegriff kein Widerspruch; es lässt sich eine ganz konsequente Geometrie darauf aufbauen. Und insofern ist sie mathematisch berechtigt, vernichtet also den Anschauungsraum.

In der Würdigung der Einsteinschen Theorie, aber auch in der Ablehnung stimmt aus ganz anderen Gründen ein hervorragender Naturforscher, gewiss kein allzu konservativer, mit Fr. überein. E. Mach gibt in seiner Schrift

„Die Prinzipien der physikalischen Optik“ ein Urteil über die Relativitätstheorie, das nach der Erklärung eines Rezensenten (Stark) in persönlicher und sachlicher Hinsicht kennzeichnend und so wertvoll ist, dass es wörtlich wiedergegeben zu werden verdient¹⁾. „Warum und inwiefern ich die heutige, mich immer mehr dogmatischer anmutende Relativitätslehre für mich ablehne, welche sinnesphysiologische Erwägungen, erkenntnistheoretische Bedenken und vor allem experimentell gewonnene Einsichten mich dazu im einzelnen veranlassen, das soll in der Fortsetzung dieses Werkes dargetan werden. Gewiss wird die auf das Studium der Relativität verwendete immer mehr anschwellende Gedankenarbeit nicht verloren gehen, sie ist heute schon für die Mathematik fruchtbringend und von bleibendem Wert; wird sie sich aber in dem physikalischen Weltbild einer ferneren Zeit, das sich in einer durch mannigfache weitere neuere Einsichten gewonnene Weltanschauung einzupassen hat, behaupten können? Wird sie in der Geschichte dieser Wissenschaft mehr als wie ein geistreiches Apperçu bedeuten?“

Das Endurteil Gianfranceschis ist: Die allgemeine Relativitätstheorie ist ein höchst elegantes Gebäude, aber es gibt nicht die wirkliche Welt wieder. Ihre Grund- und Ausgangsprinzipien sind Postulate ohne experimentelles Fundament, sie entspringen einem rein subjektiven Begriffe. Als mathematische Theorie kann sie gute Dienste leisten; als philosophische vernichtet sie alle Erkenntnis der wirklichen Welt.

Da so selbst die Fachleute in der Beurteilung nicht einig sind, hat der Philosoph keinen Grund, seine objektiven Begriffe von Raum und Zeit und deren klaren Unterschied zu revidieren.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

La notion d'espace. Par D. Nys. Bruxelles 1922, Sand. 446 p. Fr. 30.

Das Werk ist entstanden aus einer Studie, die von der Königl. Belgischen Akademie preisgekrönt und im Jahre 1907 in ihren Mémoires veröffentlicht worden ist.

Der Vf. gibt sich nicht der Hoffnung hin, das so rätselhafte Raumproblem endgültig gelöst zu haben, er glaubt aber, dass es ihm gelungen sei, ein Stück von dem Schleier zu lüften, der das Wesen des Raumes verhüllt.

Der erste Teil des Werkes behandelt die Natur des Raumes. Hier treten uns drei Gruppen von Denkern entgegen: die Ultrarealist, die dem Raum ein von den Körpern unabhängiges Dasein zuschreiben, die Subjektivisten, die den Raum zu einer rein subjektiven Erscheinung machen und die gemäßigten Realisten, welche die Schwierigkeiten der beiden

¹⁾ Deutsche Literaturzeitung 1922 Nr. 23.

genannten Richtungen vermeiden und der Auffassung der Wissenschaft und des gewöhnlichen Lebens in gleicher Weise gerecht werden. D. Nys schliesst sich der letzten Gruppe an. Das Ergebnis seiner scharfsinnigen Untersuchung lautet: La définition métaphysique complète de l'espace concret peut donc s'exprimer en la formule suivante: l'espace concret est une relation de distance, à triple dimension, dont les fondements réels sont constitués par les accidents localisateurs qui donnent aux corps-limites leur situation respective (286).

Der zweite Teil erörtert die Eigenschaften des Raumes. Er beantwortet die folgenden Fragen: Ist der Raum einer oder mehrfach, endlich oder unendlich, beweglich oder unbeweglich, relativ oder absolut, von stetiger oder von unstetiger Materie besetzt, homogen oder heterogen, dreidimensional oder n-dimensional? Auch die durch die Einsteinsche Relativitätstheorie aufgeworfenen Fragen werden kurz behandelt.

Ein Index der zitierten Autoren und ein Inhaltsverzeichnis erhöhen den Wert des bedeutsamen Werkes.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Geschichte der Philosophie.

Geschichte der Philosophie IX. Die deutsche Philosophie der Gegenwart und die Philosophie des Auslandes. Von Arthur Drews. (Sammlung Göschen No. 850). kl. 8°. 148 S. Berlin und Leipzig 1922, Vereinigung wissensch. Verleger.

Drews schliesst mit der vorliegenden Schrift die von ihm verfassten Göschen-Bändchen zur Geschichte der Philosophie seit Kant ab (*Geschichte der Philosophie* VI—IX). — Im ersten Teil werden die bekanntesten deutschen Philosophen der Gegenwart in gruppenweiser Zusammenstellung behandelt: Monisten, Neovitalismus, Relativitätstheorie, Lebens- und Wertphilosophie sowie in einer etwas zusammengegriffenen Gruppe, einige „Logiker und Psychologen“. Mehrere Namen und Richtungen, die man hier vermisst, finden sich in den vorausgehenden Bändchen. Der Verf. nimmt bisweilen in überaus temperamentvoller Weise zu den referierten Anschauungen Stellung; seine Kritik kennzeichnet sich durch den Satz: „Der Mangel an genauer Kenntnis von Hartmanns Weltanschauung tritt überall nur zu verhängnisvoll zutage“ (S. 95). — Der zweite Teil, der wohl nur aus buchtechnischen Gründen mit dem ersten zusammengekoppelt wurde, bringt eine knappe, hie und da zeitlich etwas zurückgreifende Uebersicht über die wichtigsten Philosophengestalten des europäischen Auslandes und Nordamerikas; die Kritik tritt hier gegenüber dem Referat erheblich zurück.

Bonn.

Dr. M. Honecker.

Immanuel Kant. Vermischte Schriften. Mit Einleitung, Anmerkungen, Personen- und Sachregister neu herausgegeben von Karl Vorländer. Philosophische Bibliothek Bd. 50. 8°. LI und 324 S. Leipzig 1922, F. Meiner.

Der emsige Herausgeber von Kants Werken bringt uns hier einen Teil des VIII. Bandes seiner bekannten und beliebten Kantausgabe in neuer Gestalt. Es ist eine Reihe kleinerer Schriften bunten Inhaltes, deren Text seit der von Kirchmann veranstalteten Edition (1873) in der „Philosophischen Bibliothek“ keine neue Bearbeitung mehr gefunden hatte. Der Herausgeber hielt sich bei der Textrevision im wesentlichen an die von A. Buchenau besorgte Cassirersche Ausgabe. Weitere Verbesserungen bestehen in einer übersichtlichen chronologischen Anordnung, mehreren Berichtigungen in der Datierung, einigen Streichungen und Umsetzungen; ferner in textkritischen und erklärenden Anmerkungen sowie — wie bei fast allen Neuausgaben der Philosophischen Bibliothek — in einer begrüssenswerten literargeschichtlichen Einleitung und in einem ausführlichen Personen- und Sachregister.

Eine Anführung der Schrifttitel möge den Inhalt des Bandes kennzeichnen. Aus der vorkritischen Zeit sind aufgenommen: *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*; *Versuch über die Krankheiten des Kopfes*; *Von den verschiedenen Rassen der Menschen*; *Zwei Aufsätze, das Philantropin betreffend*. In die kritische Zeit gehören: *Bestimmung des Begriffes einer Menschenrasse*; *Ueber den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie*; *8 kleine Aufsätze*; *Ueber das Organ der Seele*; eine *Vorrede* und eine *Nachschrift*; schliesslich die wichtigen Vorlesungen *Ueber Pädagogik*. Ein Anhang enthält Bruchstücke aus dem Nachlass, sieben öffentliche Erklärungen (darunter die bekannte, welche Fichte betrifft) und Denkverse zu Ehren verstorbener Amtsgenossen.

Die noch fehlende Neuedition der Briefe, die gleichfalls zum VIII. Bande gehören, ist von einem andern Herausgeber zu erwarten.

Vorländer hat mit dem besprochenen Bändchen seiner vor etwa 20 Jahren begonnenen Tätigkeit als Herausgeber und Bearbeiter von Kants Schriften einen guten Abschluss gegeben. Die von ihm veranstaltete Kant-Ausgabe, die in den meisten Bänden sein eigenes Werk ist, bildet ein ehrendes Zeichen unermüdlicher, sorgfältiger und darum überaus dankenswerter Gelehrtenarbeit.

Bonn.

Dr. Martin Honecker.

Vermischtes

Philosophische Weltbibliothek. VII. Band: „Gegenstand und Weise von Erfahrung und Transzendenz“. Vom Verfasser des Spinoza Augustinus Redivivus. Halle (Saale) 1921, Weltphilosophischer Verlag. Lexikonformat, 296 S. № 60.

Nach dem II. Bd. Augustinus Redivivus erfährt die vollendete Philosophie durch den VII. Band die bedeutungsvollste Förderung. Viele der Missverständnisse, die sich ihr bisher in den Weg gestellt hatten, werden durch die bloße Entfaltung der Lehre erledigt. Verf. erhebt nicht den Anspruch, den alten und veralteten Systemen ein neues hinzuzufügen, sondern den Anspruch, die einzig mögliche, wahre, d. h. die vollendete Philosophie zu bieten. Als einzige, ewig wahre und immer dagewesene kann sie natürlich so wenig wie das Einmaleins Erzeugnis oder Erfindung irgendeines einzelnen Menschen sein. Damit begründet Verf. wie einst Spinoza die anonyme Herausgabe seiner Werke (117).

Getreu der Wertung der modernen und der vollendeten Philosophie wiederholt das 1. Kapitel (Merkantilismus der Philosophie) den schon im Spinoza Redivivus begonnenen Kampf gegen die herkömmliche, zünftige Philosophie mit gesteigerter Heftigkeit, zumal sie trotz mehrtausendjähriger Arbeit weder über Methode, noch Inhalt noch Aufgabe ins klare gekommen sei und diese Klarheit der Welt vorzuenthalten sogar ein Interesse habe (1—9).

Das 2. Kapitel (Philosophie und Religion) knüpft da an, wo der 6. Bd. (Gleichlaut von Glauben und Wissen) abgebrochen hat und bringt den Grundriss der vollendeten Philosophie zu einem vorläufigen Abschluss. Der Vf. führt aus, dass alles Seiende voluntaristisch aufgefasst werden muss — Gott, Mensch, Welt, alles besteht aus lauter Wollen — und sucht dann auf streng philosophischem Wege zum wahren Gottesbegriff und zum Christentum mit seiner Glaubenslehre emporzusteigen. Die vollendete Philosophie ist ihm mit dem wahren Christentum identisch (173).

Das 3. Kapitel (Philosophie und Politik) umfasst nur vier Seiten und soll zeigen, dass auch das praktische Gebiet im Grundriss der vollendeten Philosophie einbegriffen sei. Denn Verfasser hält es für selbstverständlich, dass die wahre Philosophie auch in der Praxis sich erprobe. Sonst wäre sie ja der zünftigen Philosophie, d. h. dem Nichts gleichzuachten (273). Die weitere Ausführung ist für den VIII. Band vorbehalten: „Der Arbeiter und seine Weltanschauung“.

Das 4. Kapitel „Spinozas Abhandlung“ erörtert im Anschluss an Spinozas „De emendatione intellectus“ die letzten Elemente, die zum Ausbau des Grundrisses der vollendeten Philosophie erforderlich sind. Als Interpretation dieser Schrift ist Kapitel 4 eine Glanzleistung, die uns die Philosophie Spinozas in einem ganz neuen Lichte zeigt.

Das 5. Kapitel macht einen erfolgreichen Waffengang mit den heutzutage angepriesenen Weltanschauungen. Die Kritik ist kurz und siegreich und erinnert oft an die Lessings. Alles, was nicht echt ist, wird in die Flucht geschlagen, so dass nichts zurückbleibt als die vollendete Philosophie und das wahre Christentum.

Das Verständnis dieser Philosophie würde bedeutend gefördert, wenn man zum voraus wüsste, welches Christentum nach des Verfassers Ansicht das wahre sei, das protestantische oder katholische, beide oder keines. Da die Versicherung der Uebereinstimmung zwischen vollendeter Philosophie und wahren Christentum, des Gleichlauts von Glauben und Wissen, beständig wiederkehrt, religiöse Unterscheidungslehren aber bisher überhaupt nicht berührt wurden, so versteht man die Frage. Tatsache ist, dass protestantische Rezensenten in dem Weltphilosophen einen Katholiken, und katholische Rezensenten mit gleich guten Gründen einen Protestanten vermuten. Manche Folgerungen aus der vollendeten Philosophie sind nicht so zwingend, wie der Verf. annimmt. Wenn die christliche (sic!) Simultanschule als Voraussetzung des Einheitswillens, des Nationalgefühls eines Volkes gefordert wird (262—272), so wird das nicht jeder eindeutig verstehen können. Zu den Darlegungen über Ich, Persönlichkeit, Selbstbewusstsein, Wollen, Begriff und Erkenntnis Gottes, Kausalität, Substanzialität, Raum und Zeit usw. möchten wir bemerken, dass die Neuheit uns weniger in der sachlichen Auffassung, als vielmehr in der Verschiedenheit der Terminologie zu liegen scheint.

Auch der VII. Band gibt eine Menge von Fingerzeigen und Anregungen tiefsinnigster Art für die Wissenschaften und das praktische Leben, so dass sein Studium jedem Nutzen bringt, auch wenn er am Ende die Ueberzeugung gewänne, dass Verfasser so wenig wie Augustinus, Spinoza und andere die vollendete Philosophie lehre.

Munderkingen (Württbg.).

Dr. Karl Schmid.